

Reinhard Lempp

Generation 2.0

und die Kinder von morgen



aus der Sicht eines
Kinder- und Jugendpsychiaters

Wissen & Leben

 Schattauer

Frankreich als Ausbilder eingesetzt und später im Einsatz in Belgien und den Niederlanden. Ich war zweimal verwundet und kam am 27.8.1945 wieder nach Stuttgart, nach Hause. Meine beiden älteren Brüder sind 1941 in Russland gefallen, der jüngere blieb vermisst.

Ab Herbst 1945 bis 1951 studierte ich in Tübingen und in Freiburg, zuerst ein Semester Rechtswissenschaft und dann Medizin. In Stuttgart, Ludwigsburg und Tübingen war ich als Arzt tätig, in Tübingen zunächst in der allgemeinen Psychiatrie und Neurologie, dann von 1954 an in der Kinder- und Jugendpsychiatrie bis zu meiner Emeritierung 1989. Danach zogen meine Frau und ich wieder nach Stuttgart, wo wir seither leben. 1950 hatten wir geheiratet. Unsere sechs Kinder und unsere 13 Enkelkinder leben weit verstreut in Europa und darüber hinaus.

Es ist es mir wichtig, gleich an dieser Stelle festzustellen, dass es mir nicht darum geht, in diesem Buch vor den Gefahren einer drohenden Zukunft zu warnen und eine Cassandra zu spielen. Dass die Zukunft anders sein wird als die zurückliegende Zeit und die Gegenwart, kann kaum bezweifelt werden. Aber ob sie besser oder schlechter werden wird, können nur die feststellen, die sie als Gegenwart erleben.

Es interessieren mich aber sowohl die Ursachen der Veränderungen im Laufe der Zeit wie auch die Frage, ob unsere Theorien über die Bedeutung der Umwelt für die psychische Entwicklung und ihre Bedingungen vor der Wirklichkeit standhalten, welche die Zukunft bieten wird. Dass ich Zeit meines Lebens nur im Dreieck Esslingen–Stuttgart–Tübingen, also im Bereich des ehemaligen Landes Württemberg gelebt und gearbeitet habe, kann für die Fragestellung dieses Buchs insofern ein positives Faktum sein, als bei aller Einseitigkeit der Faktor „landsmannschaftliche Umwelt“ in seiner Einheitlichkeit das mögliche Ergebnis wenigstens für diesen Faktor sichert.

Was hat sich in dieser Zeit alles geändert?

Wenn ich die Änderungen im Verhalten und den Strukturen, den Lebensformen und Sitten zu überschauen versuche, die ich erlebt habe, und mich darauf konzentrieren will, welche dabei besonders für die Entwicklung der Kinder bedeutsam sind, dann steht an erster Stelle die Veränderung der Familie.

Die Familie als Institution und das Verhältnis zwischen Mann und Frau

Es ist notwendig, den Begriff „Familie“ hinreichend klar zu definieren, weil die klassischen Voraussetzungen von einer Gemeinschaft verheirateter Eltern, die mit ihren Kindern zusammenleben, nicht mehr ausreichen. Von einer Familie kann dann gesprochen werden, wenn zwei oder auch drei Generationen in der Regel räumlich zusammenleben, solange die jüngere Generation noch nicht selbstständig geworden ist und die, wenn sie selbstständig ist, noch regelmäßigen Kontakt pflegt. In Einzelfällen, wenn beispielsweise das Kind in einer Internatsschule lebt, aber regelmäßig die Eltern oder die Erziehungsberechtigten be-

sucht, wird man dies noch als Familie bezeichnen, wie auch im Fall von bei den Großeltern aufwachsenden Enkeln.

Die Familie in der Form, die uns der Begriff „Familie“ ganz allgemein vermittelt, ist erst etwa, wie Barbara Beuys (1980) schreibt, um die Zeit der Reformation als Großfamilie entstanden und ging im 19. Jahrhundert in die Kleinfamilie über. Heidi Rosenbaum (1982) unterschied dabei die „bürgerliche Familie“ und die „proletarische Familie“. Die bürgerliche spielte der Zahl nach nur eine geringe Rolle, wurde aber wegen des vom Bürgertum entworfenen Ideals von Familie und Familienbeziehungen zum attraktiven Vorbild. Das wirkte wohl bis zum Zweiten Weltkrieg fort. Dieses bürgerliche Familienideal bestand aus dem Vater, der berufstätig war, der Mutter, die für die Kinder und den Haushalt sorgte, und den meist zahlreichen Kindern. Aber auch eine Haushaltshilfe gehörte beim bürgerlichen Haushalt dazu.

Bei den damals noch ganz überwiegend in der Landwirtschaft lebenden und tätigen Menschen war die Mutter selbstverständlich auch in der Landwirtschaft tätig, also auch berufstätig. Beide Eltern waren jedoch in der Landwirtschaft für ihre Kinder, die auch frühzeitig helfen mussten, jederzeit erreichbar. Die Tren-

nung von Familie und Beruf begann mit der Industrialisierung und im Bürgertum.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, noch vor der Heirat meiner Eltern und noch lange danach, war es eigentlich selbstverständlich, dass man eine Ehe anstrebte und dass diese zu einer Familie mit mehreren Kindern führen sollte. Meine beiden Großmütter hatten mehrere Kinder. Die eine hatte elf Geburten, drei Kinder starben allerdings im Kindesalter an Infektionskrankheiten – das war damals zwar traurig, aber nicht ungewöhnlich. Die andere hatte fünf Kinder. Allerdings verloren beide Großmütter noch jeweils zwei erwachsene Söhne im Ersten Weltkrieg.

Noch etwa zur selben Zeit der Jahrhundertwende gab es jedoch schon eine beginnende Emanzipation der Frau und die ersten Studentinnen an den Universitäten. Auch meine Mutter wurde Lehrerin und musste, um studieren zu können, das kleine Latinum nachmachen. Sie gab ihre Ausbildung, wie damals selbstverständlich, mit der Heirat sofort auf. Diese Einstellung galt für die meisten noch bis zum Zweiten Weltkrieg. Damals machten inzwischen alle Töchter und Söhne selbstverständlich eine Ausbildung und begannen auch eine Berufstätigkeit. Die meisten Frauen gaben sie aber dann – auch nach dem Krieg noch – spätes-